Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 17

Artikel: Neapel
Autor: Heller, Frank
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755765

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEAPEL

VON FRANK HELLER

(AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG VON MARIE FRANZOS)

(Nachdruck verboten)

Nimm Sodom, mische es mit Gomorrha, setze ein Teil Griechenland und zwei Teile Afrika zu; lege das Resultat an den Strand eines tiefblauen Meerbusens mit den edelsten Linien, und du hast Neapel. Verleihe den Einwohnern Sodoms Tugend, Griechenlands Philosophie und Afrikas Natürlichkeit der Lebensweise und du hast die Neapolitaner.

Signor Ipolitto Taramelli war Neapolitaner. Sein Teint war hellbraun, wie feine Sahnenschokolade. Er hatte Augen, deren Ausdruck beständig zwischen Fröhlichkeit und Gewinnsucht wechselte, wie das Licht von zwei an einem gefährlichen Fahrwasser placierten Blinkfeuern. Schließlich hatte er Zähne, weiß wie weiße Korallen. Diese Zähne waren eine lebende Reklame für Signor Taramellis Tätigkeit in dieser sonderbaren Welt. Signor Taramelli war Zahnarzt. Nach der Extra-Reklame für seine Wirklichkeit, die er sich in Gestalt eines blanken Messingschildes leistete, war Signor Taramelli Doktor der dentalen Chirurgie an nicht weniger als drei amerikanischen Universitäten, ehemaliger Professor an einer vierten und Verfasser einer Anzahl gelehrter Abhandlungen über die Erkrankungen, die Pflege und die Extraktion der Zähne. Dieses Schild war für teures Geld auf der Konkursauktion nach einem toten Amerikaner gekauft. Aber beide Reklamen Signor Taramellis hatten denselben Fehler. Sie waren wirkungslos. Signor Taramellis Wartezimmer stand leer; kein Patient lehnte lächelnd sein Haupt im Operationsstuhl zurück, beglückt, seinen Zahn von dem Lieblingsjünger der Universitäten Kentucky, Omaha und Seattle befühlen zu lassen, nicht ein Soldo fiel in die dazu bestimmte Hand von Signor Taramellis Diener Giovanni. Signor Taramellis Himmel gähnte schwarz und leer; nicht eine Goldplombe erleuchtete seine Finsternis.

Der arglose Fremdling aus dem Norden kam eines Abends im März in Neapel an. Er wurde auf dem Perron von einhundertzwanzig Facchinihänden empfangen, in deren Facchinohänden seine zwei Reisetaschen verschwanden, während ihren Facchinalippen Schreie entströmten, die den Boden erzittern ließen. Beim Ausgang fand er gegen alle Vermutung sein Gepäck wieder, mit Ausnahme der einen Reisetasche, bezahlte unter einem Hagelwetter von Protesten seitens der Träger die fünffache Taxe für Transport und Diebstahl; stieg in eine Droschke, deren Kutscher flüsternd andeutete, daß er sich mit dreißig Lire begnügen werde, um ihn ins Hotel zu fahren; schwankte über gewaltige Quadersteine, zwischen denen die Droschke wie ein Schiff im Sturm hin und her geschleudert wurde, erbebte plötzlich, als das Gröhlen der Zeitungsverkäufer oder auf Neopalitanisch Journalisten aus der Galleria Umberto Primo an sein Ohr schlug, außerstande zu erraten, was das sein mochte; erreichte das Hotel und fand, daß der Kutscher sein Angebot zurückgezogen hatte und nunmehr vierzig Lire für die Tour verlangte anstatt dreißig. Ein goldbetreßter Portier erklärte auf die Frage nach Zimmern, daß solche allerdings nicht frei wären, daß er aber, wenn er einen Hotelgast mit 40—50 Lire bestach, glaube, ihm eines zu nicht viel mehr als 60 Lire pro Tag verschaffen zu können. Der arglose Fremdling nahm sein Anerbieten mit einem Seufzer an. Er begann zu ahnen, was für eine Stadt das war. Zwei Stunden später hatte er einen Besuch im Café Santa Lucia abgeschlossen; für 25 Lire Speisen verzehrt, die nach Ansicht des Wirtes siebzig Lire kosten sollten; sich geweigert, siebzig Lire zu bezahlen, befragt, wieviel er eigentlich zu bezahlen wünschte, geantwortet 50 Lire unter der Voraussetzung, daß dann auch die Musik inbegriffen war, was bewilligt wurde; hatte gehen wollen, war von den vier Musikanten attackiert worden; hatte erfahren, daß die Musik, die er bezahlt hatte, die vom Wirt eigenhändig komponierte und im Laufe des Abends gespielte war, nicht aber das Spiel selbst; und hatte schließlich im Hinblick auf den nachtschwarzen Hafen dort draußen den Musikanten 15 Lire extra bezahlt. Als er sein Haupt auf dem Kissen in dem durch Bestechung erlangten Hotelzimmer zurücklegte, glaubte er ein recht klares und gutes Bild von Neapel zu haben.

Er kannte noch Signo Ipolitto Taramelli nicht. Am nächsten Morgen erwachte er mit einem ausgewachsenen Zahnweh, möglicherweise daher stammend, daß die Leintücher seines Bettes feucht waren und das Zimmer eiskalt, da es auf den Hof ging. Er stand auf, rieb sich mit Kampfer ein und trat einen Gang in die Stadt an, um durch einen raschen Marsch seine Glieder zu erwärmen und das Zahnweh zu verjagen. Sein Marsch konnte sich nicht rasch gestalten, denn jeder zweite Mensch hielt ihn mit ausgebreiteten Armen an, um ihm Gelegenheit zu jener Geldplacierung zu geben, die darin besteht, Gott zu leihen, indem man den Armen gibt. Das Zahnweh weigerte sich aufzuhören. Er sah nicht den blauen Golf, auf den die Dämmerung sich herabsenkte; er sah auch nicht Capris Purpurprofil; er sah nicht einmal den Vesuv, nein sogar nicht, wenn freiwillige Führer ihn auf seinen unvermeidlichen Kegel mit den Worten aufmerksam machten: «Der Versuch, Signor, Fünf Lire, Signor!»

Nein, aber endlich sah er dafür eine blanke Messingtafel mit der Inschrift: Doktor der dentalen Chirurgie an den Universitäten Kentucky, Omaha und Seattle, em. Professor der Dentologie an der Universität in Denver, wissenschaftlicher Schriftsteller. Ordination nach Uebereinkunft.» Daß das Schild gleichzeitig den Namen Ipolitto Taramelli trug, rief in ihm keine Ahnungen wach. Ein amerikanischer Zahnarzt! Es war zu schön, um wahr zu sein. In einer halben Stunde, in einigen Minuten würde er wieder Mensch sein. Er stürzte die Treppen hinauf, drückte den Finger auf einen elektrischen Taster und kurz darauf eine Banknote in eine Hand, die sich lange, sehr lange in Erwartung einer solchen ausgestreckt hatte — die Hand des Dieners Giovanni. Ordinierte der Professor? Der Professor war beschäftigt, aber er würde in einiger Zeit frei sein. Aber dies war sehr dringend. Konnte der Professor nicht für einen Patienten mit argen Schmerzen eine Ausnahme machen? So etwas war nicht sehr wahrscheinlich. Das heißt — der Fremde aus dem Norden verstand es, was das auf Neapolitanisch hieß. Eine neue Banknote verließ seine Tasche und legte sich in der geräumigen Hand des Dieners Giovanni zur Ruhe. Einige Minuten darauf wurde er an einem Wartezimmer vorbeigeführt, dessen geschlossene Türe niemanden seine gähnende Leere ahnen ließ, und dann durch eine Privattüre in ein Operationszimmer. Und obwohl er nie geglaubt hatte, daß er den Anblick des Operationszimmers eines Zahnarztes segnen würde, tat er es doch. Denn dieses Operationszimmer sah so aus, wie er es gewohnt war; es sah zuverlässig aus, es sah nicht aus wie die italienischen Humbugzimmer, vor denen er gezittert hatte. (Es war auch ganz richtig auf der Auktion nach einem Schweizer Doktor gekauft.) Und hier war also der Professor.

Professor Taramelli nahte. Seine beiden Hände waren zum Gruße ausgestreckt, und seine ausdrucksvollen Augen drückten ungemischte Freude aus. Der arglose Fremdling aus dem Norden versank mit offenem Munde in dem Operationsstuhl. Die Stirn, um die die Universitäten Kentucky, Omaha und Seattle einen schwesterlichen Lorbeerkranz gewunden, senkte sich forschend zu seinem Munde hinab. Eine Pincette, von der Hand geführt, die in vielen Abhandlungen die Krankheiten, die Pflege und Extraktion der Zähne geschildert, untersuchte seine Zähne, einen nach dem andern. Endlich drückte sie sich gegen seinen schmerzenden Backenzahn, und wie von der Tarantel gestochen schnellte der Fremdling aus dem Stuhle empor. Der Mund, der in den Lehrsälen von Denver die verwickelten Probleme der Dentologie dargestellt hatte, sagte: «Tut das weh?» Weh! Der Mann aus dem Norden starrte den, der dies fragte, aus blutunterlaufenen Augen an. «Es tut so niederträchtig, so gottverdammt, so hundsföttisch weh, daß —» Professor Taramelli hörte zerstreut zu. Wäre der Fremdling aus dem Norden nicht so arglos gewesen, wie er es war, er hätte sehen können, daß die beiden Blinkfeuer in dem gefährlichen Gewässer ihren Ausdruck ungemischter Freude mit dem andern Gefühle vertauscht hatte, das sie ausdrücken konnten. «Ihr Zahn ist stark entzündet. Ueberhaupt kommen mir Ihre Zähne schwach vor. Ich sehe, Sie haben viele Plomben.» «Zehn Stück aus Gold», sagte der Fremdling bitter. «Allerdings. Aber davon wollte ich nicht reden. Ich kann Ihnen auf dreierlei Weise helfen. Ich kann Sie sofort von Ihren Schmerzen befreien, indem ich den Zahn ausziehe. Aber habe ich Lust dazu? Hätte ich es, ich wäre nicht besser als die Kurpfuscher hier in der Stadt, die sich Zahnärzte nennen.» Der Fremdling nickte zustimmend. «Ferner kann ich den Zahn mit vorangegangener Novokaininjektion plombieren. Aber lassen Sie mich ihnen sagen: Auch bei einer solchen Injektion wird die Operation sehr schmerzhaft sein.» Der Fremdling schauderte. «Und die dritte Art?» «Die dritte Art ist schmerzlos. Ich kann Sie mit Gasbetäubung behandeln.» «Gas?» «Ja. An den Universitäten in Kentucky, Omaha und Seattle, wo ich den Doktorgrad erworben habe, war diese Methode soeben in Anwendung gelangt. An der Universität in Denver, die mich zu ihren Lehrern zählte, wurde sie zur Vollendung gebracht. Ich habe sie übrigens ausführlicher in fünf Abhandlungen geschildert.» «Und sie ist total schmerzlos?» fragte der Fremdling. «Es geht wie im Traum», antwortete Professor Taramelli. «Und die Bezahlung?» Der Professor winkte mit der Hand ab. «Ueber die kommen Sie ebenso leicht hinweg!» «Wollen wir sagen — hundert?» fragte der Fremdling. Der Professor winkte wieder ab. «Sagen wir: was Sie wollen!» Bitte nehmen Sie mich in Behandlung! Rasch! Nur los!»

Professor Taramellis Blinkfeuer kehrten plötzlich die ursprüngliche Linse nach außen: sie strahlten ungemischte Freude aus. Aber er drehte sie seitlich, um den Fremdling nicht mit ihrem Lichte zu blenden. Mitten in seinen Schmerzen hatte dieser Reflexionsvermögen genug, um sich über eine Sache zu wundern: Es gab einen Neapolitaner, der weit davon entfernt, die fünffachte Taxe zu verlangen, mit sich handeln ließ. Konnte etwas Gutes aus Nazareth kommen! Gab es einen Lot in jedem Sodom, Mit einem Seufzer des wiederkehrenden Optimismus setzte er sich in dem Stuhl zurecht. Er sah den Professor mit einem blanken Behälter und einem Schlauch hantieren. Eine Maske wurde über sein Gesicht gelegt. Ein süßlich-saurer Geruch erfüllte seine Nase und seinen Schlund. Dann glaubte er in einem Zug zu sitzen, der mit Donnergetöse aus einer Station abrollte. Und der Name dieser Station war Zahnweh, sein Zahnweh war auf der Station geblieben und winkte vergeblich dem Zugpersonal. Als

er das nächste Mal ein Beförderungsmittel verwendete war es eine Droschke, in der er saß, wirr im Kopf und müde, aber frei von Zahnweh und glücklich. Die Droschke hielt vor einem Hotel. Er wankte in einem Aufzug und hinauf in sein Bett. Dann versank er sofort in einen Schlummer, in dem Grade traumlos, daß nicht einmal die Erinnerung an das seltsame Betragen des Droschkenkutschers böse Träume hervorrief. Und doch hatte der neapolitanische Kutscher etwas so Seltsames getan, sobald er ihn abgesetzt hatte, davonzufahren, ohne die fünffache Taxe zu verlangen — ja ohne überhaupt etwas zu verlangen. Für die Bezahlung hatte der freundliche Professor gesorgt, bevor er seinen Patienten in die Droschke gesetzt hatte. Trotz Calderon ist nicht das ganze Leben ein Traum.

Er merkte es, als er am Tage darauf in dem eiskalten Zimmer die Augen aufschlug. Sein erster Gedanke galt der Brieftasche. Er erinnerte sich dunkel, daß er im umnebelten Zustande nach Hause gekommen war. Er schwankte zu den Kleidern, die auf dem Stuhle durcheinander lagen. Wieviel hatte ihn der gestrige Tag gekostet? Ein hastiger Blick in die Brieftasche genügte, um zu konstatieren; er hatte ihn so ungefähr 100 Lire gekostet. Er befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge. Wie? Wohin waren die gekommen? Ein eigentümliches Gefühl an seiner Zunge gab ihm einen Leitfaden für die Lösung dieses Rätsels. Er spürte einen spröden Widerstand, als die Zunge über die Zähne glitt. Er griff nach einem Spiegel und starrte hinein. Nein — und doch, ach ja! Man konnte an vielem zweifeln, nicht aber an diesem Augenblick; sein Zeugnis war allzu unwahrscheinlich, um wahr zu sein. Der schmerzende Zahn war ausgezogen: ein schwarzes Loch gähnte da, wo er gesessen hatte, aber auch da, wo die zehn Goldplomben sein Lächeln erhellt hatten, gähnten zehn schwarze Flecke. Die Goldplomben waren fort. Zehn Zementplomben waren in aller Eile an ihre Stelle geschmiert. Professor Taramelli aus Kentucky, Omaha, Seattle, Denver und Neapel hatte sein Werk getan. Und er hatte die Wahrheit gesprochen: Die Operation war wie im Traume gegangen. Die Bezahlung auch! «Sagen wir, was Sie wollen», warum nicht? Wenn der Patient betäubt ist, hat ja doch der Arzt das letzte Wort.

Die Väter haben doch nicht alle Weisheit in ihren Sprichwörtern geborgen. Neapel sehen und sterben! Gut! Aber dann muß man das Geld für die Beerdigung an einem Orte außerhalb Neapels deponieren.

Das Kostüm

VON PAUL GINISTY

Autorisierte Uebersetzung von Alice Neumann

Einige Schauspieler hatten sich im Büro des Impresario, der ein Sommerensemble zusammenstellen wollte, eingefunden und erzählten von ihren Reiseerlebnissen und besonders von ihren Erfolgen in fernen Ländern.

Ja, die Weitestgereisten sind eben heutzutage die Künstler. Ihre Tournees führen sie überall hin, lassen sie alle Länder der Erdteile durchstreifen, vor ihren Augen eröffnet sich ein weiterer Horizont, als ehemals vor den Weltumseglern. Und doch sind die Eindrücke, die sie empfangen, meist persönlicher Art: der Name einer romantischen Stadt löst in ihnen nur die Erinnerung an irgendein Theaterereignis aus. Außergewöhnliche Erfolge bleiben ihnen fest im Gedächtnis haften und vermischen alle sonstigen Eindrücke.

«Zwölfmal hervorgerufen!» Das läßt die Romantik der Gegenden, die sie durchqueren, in Vergessenheit geraten.

«Mein Gott», sagte eine behäbige Dame namens Madame Chevillon, genannt Delphine Marin, «mir kommt dabei eine sehr traurige Geschichte in Erinnerung. Sie ist schon sehr lange her, damals hatte ich noch nicht solchen Umfang, der mich zur komischen Alten stempelte. Damals war ich noch jung! Ich war als Star für eine Operettentournee durch die Vereinigten Staaten und Mexiko engagiert.

Welche Entfernungen waren das, Kinder, ihr kennt sie nur mit der Eisenbahn. Im Jahre 75 und 76 führte die Bahn noch nicht überall hin, und wir erlebten schreckliche Tage in unwahrscheinlichen Postkutschen, die von einer oft wenig vertrauenerweckenden Eskorte begleitet waren. So kamen wir auch in eine Stadt, die ich noch in Gedanken vor mir sehe, Guarajato, die rings von hohen Bergen umschlossen war.

Von dem Städtchen hatte ich vorher niemals sprechen hören, es hatte indessen 60 000 Einwohner, war die Hauptstadt einer Provinz und besaß ein nicht gerade modernes, aber prächtiges Theater, das aus einem Palais aus der Zeit der Vizekönige Spaniens umgebaut war. Bevor wir in die Stadt kamen, die sich terrassenförmig erhebt, mußten wir durch einen gewaltigen Felstunnel, um die Zollstation zu passieren, denn es wurde damals in jeder mexikanischen Stadt ein Zoll erhoben, was das Reisen nicht gerade erleichterte. Mich erwartete dort eine unangenehme Nachricht. In Lagos, woher wir kamen, war einer meiner Koffer liegen geblieben und gerade der, der meine Kosüme für meine Rolle «Flitterwochen» enthielt.

Am Abend sollte ich die Rolle der Graziella spielen. Lacht nicht, ich war zwanzig Jahre damals und galt für sehr schön.

Der Koffer konnte, selbst bei der größten Beschleunigung erst am nächsten Morgen eintreffen. Was sollte ich tun?

Im Hotel fragte ich eine französische Modistin, Mademoiselle Becherelle, die erst vor kurzem durch irgendeinen Zufall nach Guarajato verschlagen worden war, um Rat. Ich erzählte ihr mein Mißgeschick.

«Für das Brautkleid», sagte sie, «kann ich Ihnen mit einer prachtvollen Robe, die nur ein wenig aufgefrischt werden braucht, aushelfen. Aber dazu ist ja noch Zeit!»

Aus dem Wandschrank holte sie eine weiße, knisternde Seidenrobe, die mit herrlichen Stickereien überladen war, mit wunderbaren farbigen Tropenblumen an Goldstengeln.

«Nicht wahr, sie ist herrlich», sagte Mlle. Becherelle. Ich habe diese Robe von einem Mann gekauft, der sich ihrer entledigen wollte. Es scheint eine romantische Geschichte zu sein. Er wollte, wie gesagt, keine Erinnerung an eine Frau behalten, die er angebetet und die ihn verraten hatte. Und so kaufte ich dieses seltene Stück für wenig Geld. Ich hatte eigentlich vor, diese herrlichen Stickereien bei einem Kleid zu verwenden. Denn ich führe hier französische Modelle ein. Aber es wäre doch eine großartige Gelegenheit, die Toilette so zu verwenden, wie sie ist, sie könnte wirklich keine bessere Verwendung finden», fügte sie liebenswürdig hinzu.

In kurzer Zeit hatte Mlle. Becherelle mit viel Geschick die Taille für mich passend gemacht und der Seide ihr Lüstre wiedergegeben. Meine Theater-

Paula Brosig (Marietta Fleury) und Karl Schmid-Bloß (Prinz Louis Napoleon Bonaparte)

Marietta

Die musikalische Komödie «Marietta» mit den beiden Hauptfiguren Prinz Louis Napoleon und Marietta Fleury, eine kleine Provinzsängerin und Geliebte Napoleons, hatte in Berlin und Wien ungewöhnlichen Erfolg und fand auch bei den bisherigen Aufführungen im Zürcher Stadttheater freudige Aufnahme. Text: Sacha Guitry, Musik: Oskar Straus

PHOT. E. HABERKORN

Das Ballett und Emil Reißner (Jerôme Bonaparte, Exkönig von Westfalen)